



kurz notiert

Psychologen suchen Teilnehmer für Hypochondrie-Studie

Wenn sich die eigenen Gedanken jeden Tag um mögliche Erkrankungen drehen, ohne dass es dafür einen Anhaltspunkt gibt, kann dies zu einer erheblichen Last für den Betroffenen werden. Lange Zeit galten ausgeprägte Krankheitsängste als schwer behandelbar; jetzt zeigen erste Ergebnisse einer Frankfurter Studie, dass bestimmte Behandlungskonzepte das Leid erfolgreich lindern können. „Die ersten Rückmeldungen der mehr als 30 Betroffenen, die wir in den vergangenen zwölf Monaten behandelt haben, sind sehr positiv“, so Dr. Florian Weck von der Abteilung Klinische Psychologie und Psychotherapie. „94 Prozent glauben, dass sie in Folge der Therapie besser mit Krankheitsängsten fertig werden können.“ An der Verhaltenstherapie-Ambulanz werden Behandlungen nach der kognitiven und der Konfrontationstherapie durchgeführt und im Ergebnis miteinander verglichen. Für diese Studie, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird, sucht Weck nun noch weitere betroffene Personen. „Natürlich informieren wir die Mitwirkenden auch ausführlich darüber, wie diese ausgeprägten Ängsten vor einer Krankheit entstehen“, ergänzt die Koordinatorin der Studie, Julia Neng. Mit der Untersuchung wollen die Wissenschaftler weitere Erkenntnisse über Entstehung, Verstärkung und Veränderung von Krankheitsängsten gewinnen. Liegen ausgeprägte Krankheitsängste vor, sprechen die Fachleute von Hypochondrie. „Häufig wird dieser Begriff missverständlich für Jammerer oder Simulanten verwendet. Genau genommen bedeutet Hypochondrie jedoch nichts anderes, als an starken Ängsten, an einer unentdeckten ernsthaften körperlichen Erkrankung zu leiden“, so Weck. Meist befürchten die Betroffenen, an Krebs zu leiden, aber auch Herz- oder Nervenerkrankungen können Gegenstand ihrer Ängste sein. *Ulrike Jaspers*

Informationen: Dr. Florian Weck,
Abteilung Klinische Psychologie und
Psychotherapie, Campus Bockenheim
Tel.: (069) 798-23994
weck@psych.uni-frankfurt.de

Untersuchung von Geschäftsmodellen an Hochschulen

Unter dem Titel „Uni:prise, Universities as Enterprises“ hat studiumdigitale, die zentrale E-Learning-Einrichtung der Goethe-Universität, ein Projekt zur Untersuchung von Geschäftsmodellen an Hochschulen eingeworben. Partner des Vorhabens, das im Rahmen des Programms „Wissenschaftsökonomie“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung mit rund 800.000 Euro gefördert wird, sind die Universität Magdeburg und die Technische Universität Dortmund. Durch das Erforschen monetärer und nicht-monetärer Austauschbeziehungen zwischen Hochschulen und ihrer Umwelt sowie zwischen Einrichtungen innerhalb von Hochschulen soll innerhalb von drei Jahren ein Verständnis für den Ansatz einer „Entrepreneurial University“ entwickelt werden. *hü*

Informationen:
Claudia Bremer, Abteilung studiumdigitale
Campus Bockenheim
Tel.: (069) 798-23690
bremer@sd.uni-frankfurt.de

Relativsätze

Linguisten der Goethe-Universität werben DFG-Forschergruppe ein

Unter Federführung des Instituts für Linguistik der Goethe-Universität hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) eine neue Forschergruppe zum Thema „Relativsätze“ bewilligt. Der Bewilligungszeitraum beträgt zunächst drei Jahre und kann um weitere drei Jahre verlängert werden. Die Bewilligung ist mit Fördermitteln in Höhe von über 2 Millionen Euro verbunden.

In der Forschergruppe sind insgesamt acht Projekte zusammengeschlossen, die von 12 Professoren geleitet werden. Die Professoren Caroline Féry, Jost Gippert, Günther Grewendorf, Cécile Meier, Henning Reetz, Petra Schulz, Gerd Webelhuth, Helmut Weiß und Ede Zimmermann gehören der Goethe-Universität an. Unterstützt werden sie von ihren Kollegen Anke Holler, Magda Kaufmann und Eric Fuß, die an den Universitäten Göttingen und Leipzig lehren und forschen. Insgesamt zwölf Doktoranden- und Postdoktorandenstellen können mit den Zuwendungen der DFG finanziert werden. Allein zehn dieser Stellen werden an der Goethe-Universität angesiedelt sein. Der Bewilligung sind zwei Jahre intensiver Forschungs- und Antragsarbeit vorhergegangen, die vom Präsidium der Universität Frankfurt unterstützt wurde.

Dass Relativsätze nicht die einheitliche Kategorie bilden, als die sie vordergründig erscheinen, zeigt sich bereits bei einem oberflächlichen Vergleich sprachlicher Daten aus

dem Englischen und Deutschen. So sind im Englischen Relativsätze ohne einleitendes Relativpronomen möglich (*the movie I saw yesterday*), die deutsche Grammatik schließt dagegen analoge Konstruktionen wie (*der Film, ich gestern sah*) aus.

Damit erhebt sich die Frage, welche unterschiedlichen Möglichkeiten Sprachen entwickelt haben, Relativsätze zu bilden. Die Untersuchung von Relativsätzen im Eng-

sowohl eine restriktive wie eine nicht restriktive Lesart auf und zeigt je nach Lesart einen Bedeutungsunterschied: *Die Studenten, die eine Goethe-Card haben, dürfen den Paternoster benutzen*. In seiner restriktiven Lesart bezieht man sich mit dem Satz nur auf diejenigen Studenten, die im Besitz einer Goethe-Card sind. Im Gegensatz dazu weist der Satz aber auch eine nicht restriktive Lesart auf, in der zu verstehen gegeben wird, dass alle Studenten die Goethe-Card haben; deutlicher wird diese Lesart, wenn man ein übrigens in den Relativsatz einfügt. Neben

„Die Studenten, die eine Goethe-Card haben, dürfen den Paternoster benutzen.“

lichen und Deutschen ist denn auch Gegenstand eines der Projekte der Forschergruppe. Darüber hinaus werden auch bislang wenig erforschte Sprachen wie das Udische, ein Nachfahre des Kaukasisch-Albanischen, das Abchasische aus dem Westkaukasus und die beiden afrikanischen Sprachen Swahili und Bambara untersucht. Ziel der typologisch ausgerichteten Teilprojekte ist es, ein möglichst breites Spektrum von Sprachen aus verschiedenen Sprachfamilien zu vergleichen und die unterschiedlichen Strategien zu analysieren, mit denen Sprachen Relativsätze abbilden.

Dass Relativsätze aber auch im Rahmen einer einzelnen Sprache kein einheitlich beschreibbares Phänomen darstellen, erweist sich etwa an der Differenzierung zwischen so genannten restriktiven und nicht restriktiven Relativsätzen. Der folgende Satz weist

diesen bereits aus der traditionellen Grammatik bekannten Bedeutungsunterschieden gibt es eine Fülle weiterer, weniger gut verstandener Funktionen von Relativsätzen, die in den semantischen Projekten in ihren Zusammenhängen erforscht werden.

Wenn man sich die beiden obigen Sätze laut vorliest, wird man neben dem Bedeutungsunterschied auch einen Unterschied in der Sprachmelodie (Intonation) erkennen. So kann der nicht restriktive Satz von seinem Bezugsnomen durch eine Pause abgetrennt werden, was beim restriktiven Relativsatz nicht möglich ist. Die Untersuchung der genauen lautlichen Differenzierung von Relativsätzen nach ihrer Funktion ist Gegenstand phonetischer und phonologischer Projekte der Forschergruppe.

Fortsetzung auf Seite 30

Die Tücken der deutschen Sprache

Projekt „cammino“ untersucht die Beurteilung des Sprachstandes mehrsprachiger Kinder

Wie steht es um die Sprachkompetenz mehrsprachiger Kinder? Diese Frage beschäftigt pädagogische Fachkräfte, Kinderärzte und Eltern besonders in der Übergangsphase vom Kindergarten in die Grundschule. Bei Kindern, die mit mehreren Sprachen aufwachsen, ist die Gefahr, ihre sprachlichen Fähigkeiten falsch einzuschätzen, besonders groß. Das Frankfurter Projekt „cammino – Mehrsprachigkeit am Übergang von Kita zur Grundschule“ unter Leitung von Prof. Petra Schulz und Dr. Angela Grimm erfasst nicht nur, wie der jeweilige Sprachstand von den Beteiligten beurteilt wird. Die Wissenschaftlerinnen hoffen auch, dass ihre Erkenntnisse einen Beitrag dazu leisten, dass in Zukunft weniger mehrsprachige Kinder in ihrem Sprachvermögen falsch eingeschätzt werden. Das Projekt wird in den kommenden zwei Jahren mit 300.000 Euro vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert.

In der Praxis steht meist wenig Zeit zur Verfügung, um die sprachlichen Fähigkeiten von Kindern zu erfassen. Schon für Kinder, die mit nur einer Sprache aufwachsen, stellt die Beurteilung der Sprachkompetenz Erzieher, Lehrer sowie Ärzte vor große Herausforderungen. „Umso mehr gilt dies für mehrsprachige Kinder; bei dem gegenwärtigen Kenntnisstand lässt sich eine Über- oder Unterschätzung ihrer sprachlichen

Fähigkeiten häufig nicht vermeiden“, sagt Petra Schulz, die seit 2006 die Professur für Deutsch als Zweitsprache an der Goethe-Universität innehat. „Gleichzeitig bergen auch standardisierte Tests die Gefahr einer Fehleinschätzung, zumal wenn sie nicht für mehrsprachige Kinder konzipiert sind.“ Für die Kinder und ihren weiteren Bildungsweg können Fehldiagnosen schwerwiegende Folgen haben, da zum Beispiel Sprachförderung an ihren tatsächlichen Fähigkeiten vorbeigehen kann.

Wie die Praxis aussieht und wie viele Kinder tatsächlich von Fehleinschätzungen betroffen sind, ist bisher noch weitgehend unerforscht. Dies will das Forschungsprojekt „cammino“ (italienisch „Weg“) nun in zwei Teilstudien leisten. In der ersten Studie soll untersucht werden, wie die verschiedenen Verantwortlichen den Sprachstand von Kindern zwischen dem vierten und siebten Lebensjahr bewerten. Kernfragen des Forschungsprojekts sind: Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten kennzeichnen die Beurteilung der Sprachentwicklung in den kinderärztlichen Vorsorgeuntersuchungen, in der Schuleingangsuntersuchung, bei der Schulanmeldung, in Kindertagesstätten und durch die Eltern? Wie differenzieren diese verschiedenen Beteiligten zwischen mehrsprachigen Kindern mit einem

typischen Zweitspracherwerb und Kindern mit Sprachentwicklungsstörungen? Um dies zu ermitteln, wird das Team, zu dem auch Barbara Geist und Barbara Voet Cornelli gehören, insgesamt 100 Verantwortliche nach ihrem Vorgehen bei der Erfassung des Sprachstandes befragen. In der zweiten Teilstudie vergleichen die Sprachwissenschaftlerinnen die Sprachkompetenz mehrsprachiger Kinder mit den Beurteilungen der beteiligten Akteure. Dazu werden 120 Kindern von der Kindertagesstätte bis in die erste Klasse in den Blick genommen.

Das Projekt „cammino“ ergänzt die Forschung im Bereich Deutsch als Zweitsprache an der Goethe-Universität. So wird unter anderem der gemeinsam mit Prof. Rosemarie Tracy (Universität Mannheim) entwickelte Sprachtest LiSe-DaZ eingesetzt, der im Sommer im Hogrefe Verlag erscheint. Auch mit dem Projekt MILA, einem Teilprojekt des Frankfurter IDeA-Forschungszentrums, findet eine enge Kooperation statt: So werden in MILA entwickelte Aufgaben zur Diagnostik von Sprachauffälligkeiten auch in dem neuen „cammino“-Projekt eingesetzt. *Ulrike Jaspers*

Informationen:
Prof. Petra Schulz, Institut für Psycholinguistik
und Didaktik der deutschen Sprache
Campus Westend, Tel.: (069)798-33124
p.schulz@em.uni-frankfurt.de



Ferdinand Hiller – ein Musiker aus Frankfurt

Eine Ausstellung in der Universitätsbibliothek und ein Symposium würdigen das Werk des Komponisten

Der Pianist Osamu N. Kanazawa spielt am Flügel eine Caprice op. 14 – sie klingt nach Chopin. Tobias Koch spielt das Klavierkonzert op. 69 – es klingt nach Robert Schumann. Der Komponist der beiden Stücke jedoch heißt Ferdinand Hiller.

Wer war dieser Musiker? Warum klingen seine Stücke einem Klassikkenner so vertraut? Hiller, ein Jahr jünger als Schumann, wuchs in Frankfurt am Main auf. Er wurde am 24. Oktober 1811 als Sohn von Justus und Regine Hiller geboren. Die Ausbildung des musikalischen Jungen übernahmen der Pianist und Klavierpädagoge Aloys Schmitt (Klavier) und J. G. Vollweiler (Musiktheorie und Komposition). Wegen seines Talents entschlossen sich die Eltern, Ferdinand bei Johann Nepomuk Hummel in Weimar weiter ausbilden zu lassen. Durch Hummel lernte Hiller die kulturellen Kreise der Stadt kennen und verkehrte bald auch bei Goethe. Eckermann wurde sein Lehrer für den nichtmusikalischen Bereich. Beeindruckend für den jungen Musiker war im Frühjahr 1827 ein Besuch bei Hummels ehemaligem Lehrer Beethoven in Wien. Bald jedoch zog es den jungen Pianisten nach Paris, dem musikalischen Zentrum jener Zeit: dort lebten Chopin, Liszt, Kalkbrenner und viele andere renommierte Solisten, die sich gegenseitig inspirierten und in Salons oder Konzerten auftraten. Hiller knüpfte Kontakte zu vielen Musikern (auch zu Komponisten wie Cherubi-

ni oder Berlioz), er bildete sich in pianistischer und kompositorischer Hinsicht weiter und gab ab und zu Konzerte mit eigenen Werken. Anerkennung erhielt er sowohl von Kollegen als auch Rezensenten. Chopin und er widmeten sich zum Beispiel gegenseitig Werke.

Zurück in Deutschland, vertrat Hiller in seiner Heimatstadt Frankfurt ein Jahr lang, bis Juni 1837, den erkrankten Chorleiter des Cäcilienvereins, Johann Nepomuk Schelble. Er studierte mit dem Chor unter anderem Felix Mendelssohns „Paulus“ ein. In dieser Zeit war er eng mit Mendelssohn befreundet. Robert Schumann und seine Frau Clara waren ab den 1830er-Jahren mit ihm bekannt.

Es folgten weitere Lehrjahre in Italien. Dort versuchte Hiller sich an größeren Vokalwerken. Auch eine Oper entstand, der jedoch wenig Erfolg beschieden war. Berühmt wurde dagegen das Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems“, das sich in der Zeit von 1839 bis 1870 als „Dauerbrenner“ in deutschen Konzertprogrammen hielt.

Ab 1847 war Hiller als Dirigent fest angestellt, zunächst in Düsseldorf, ab 1850 in Köln, wo er bis zu seinem Tode lebte. Er war angesehener Leiter der Gürzenichkonzerte, erneuerte das Konservatorium und brachte es zu Ruhm und wirkte bei mehreren der Niederrheinischen Musikfeste entscheidend mit. Auch als Musikschriftsteller machte er sich einen Namen.

Was ist von ihm überliefert? Der überwiegende Teil des Hiller'schen Nachlasses befindet sich im Historischen Archiv der Stadt Köln (Briefsammlung) und in der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. Hier sind von seinen 207 durch Opuszählung dokumentierten Musikwerken rund 190 vorhan-

den, teils als Drucke, teils als autographe Handschriften. Hervorzuheben sind neben einem reichen Klaviermusik- und Liedschaffen einerseits die großen Werke (vier Opern, zwei Oratorien, vier Messen, vier Konzerte und drei der vier Sinfonien), andererseits die Kompositionen mit Frankfurt-Bezug (wie Tänze für die Harmoniebälle in Frankfurt 1825). Das kompositorische Tagebuch aus der Weimarer und Pariser Zeit ist erhalten. Einige Kompositionen und Porträtbilder können auf dem Dokumentenserver der Universitätsbibliothek unter http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/abfrage_suchen.php (Person: Hiller, Ferdinand) abgerufen werden.

Zu Unrecht ist Hiller in Vergessenheit geraten, und anlässlich seines 200. Geburtstages soll er besonders gewürdigt werden. Im vergangenen Sommersemester wurde von der Universitätsbibliothek und dem Musikwissenschaftlichen Institut der Goethe-Universität in Veranstaltungen von Prof. Friederike Wißmann und Dr. Kerstin Helfricht von Studierenden eine Ausstellung über Hiller vorbereitet. Sie gibt Gelegenheit, auch einige seiner Lieder zu hören, darunter eines, dessen Handschrift erst im vergangenen Jahr aus Privatbesitz erworben wurde. Darüber hinaus findet in Frankfurt und Köln ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördertes musikwissenschaftliches Hiller-Symposium statt. *Ann Kersting-Meuleman*

25. Oktober 2011

Ausstellungseröffnung
**Ferdinand Hiller (1811–1885)
 aus Frankfurt am Main**
 17 Uhr, Campus Bockenheim
 Universitätsbibliothek Frankfurt
 3. Stock, Bockenheimer Landstr. 134-138

27. Oktober 2011

Symposium
**Ferdinand Hiller (1811–1885):
 Komponist – Interpret – Musik-
 vermittler (Frankfurter Teil)**
 10 bis 18.30 Uhr, Hochschule für Musik
 und Darstellende Kunst, Kleiner Saal
 Eschersheimer Landstraße 29-39
 60322 Frankfurt

Programm: www.hfmt-koeln.de/fileadmin/redaktion/downloads/programm_hiller.pdf

ANZEIGE

Fortsetzung von Seite 10

Auch aus psycholinguistischer Sicht ist die Unterscheidung zwischen restriktiven und nicht restriktiven Relativsätzen forschungsrelevant. Hier lautet eine Fragestellung, wie und wann Kinder in ihrer Muttersprache Relativsätze erwerben und ab welchem Lebensalter sie in der Lage sind, zwischen restriktiven und nicht restriktiven Relativsätzen zu unterscheiden. Dies kann nur mithilfe aufwändiger Testreihen erforscht werden.

In den syntaktischen Projekten untersucht man auch die strukturelle Verwandtschaft zwischen indirekten Fragen und Relativsätzen. Eine bestimmte Klasse von Frage-sätzen wird mit w-Wörtern wie wer, wen oder was eingeleitet:

[Ich frage mich,] wen du getroffen hast. Hier erfüllt das w-Wort zwei unterschiedliche Funktionen – zum einen die der Anzeige eines Fragesatzes; zum anderen die des direkten Objekts des Verbs treffen.

Der Unterschied zeigt sich im Vergleich mit dass-Sätzen, bei denen die entsprechenden Funktionen jeweils von verschiedenen Elementen wahrgenommen werden: [Ich weiß], dass du den Präsidenten getroffen hast. Hier markiert die Konjunktion dass den Aussagecharakter des Nebensatzes, während das Objekt des Verbs durch den Präsidenten ausgedrückt wird. Relativpronomen verhalten sich in dieser Hinsicht ähnlich wie Fragepronomen: Jeder, den ich hier getroffen habe, wohnt in Ginnheim. Wie das Fragepronomen wen erfüllt hier das Relativpronomen den zwei Funktionen: die der Anzeige eines Relativsatzes und die des direkten Objekts.

Auch im Rahmen der syntaktischen Projekte spielt die Unterscheidung zwischen re-

striktiven und nicht restriktiven Relativsätzen eine Rolle. So weist eine spezielle Untergruppe von Relativsätzen, so genannte freie Relativsätze wie *Hans traf, wen Maria nicht leiden kann* immer nur eine restriktive Lesart auf, die nicht restriktive Lesart ist unmöglich. Darüber hinaus ist zu erklären, warum in freien Relativsätzen, die durch Präpositionalausdrücke eingeleitet werden, wie in *We should talk to whom he talks* eine einzige Präposition ausreicht, obwohl sowohl das Hauptverb als auch das Verb des Relativsatzes eine Präposition verlangen.

Diese hier nur angedeuteten syntaktischen Phänomene sind aus der traditionellen Grammatik bekannt. Darüber hinaus gibt es aber eine große Zahl von Forschungsdesideraten. Sie betreffen die linke Peripherie von Relativsätzen und sollen in den syntaktischen Teilprojekten von der Forschergruppe untersucht werden.

Mit den hier skizzierten grammatischen Beobachtungen wird deutlich, dass sich die unterschiedlichen sprachwissenschaftlichen Forschungsprojekte mit sehr ähnlichen Phänomenen aus unterschiedlicher Perspektive beschäftigen. Eine wissenschaftlich ergiebige Zusammenschau ist nur in der Vernetzung dieser Perspektiven möglich und verspricht neue Erkenntnisse bei der Erforschung des menschlichen Sprachvermögens. Die Relativsätze bilden einen ergiebigen Untersuchungsgegenstand für die sprachwissenschaftliche Forschung – nicht nur für die kommenden drei Jahre: Die beteiligten Forscher gehen jedenfalls jetzt schon von einer Verlängerung des Unternehmens aus.

Matthias Schulze-Bünting